

KAPITEL 1

In medias res

Ich habe das Bedürfnis, hin und wieder meine ich, nicht oft, aber doch manchmal habe ich dieses Bedürfnis zu reden, doch noch öfter, also weitaus öfter als oft, habe ich den Drang zu schreiben – und dann schreibe ich alles, tatsächlich wirklich alles. Der Vollständigkeit halber muss auch angemerkt sein, dass meine Phasen des Redenwollens nicht das Geringste mit jenen des Schreibenwollens zu tun haben. Ich trenne sie kategorisch und vermeide eventuelle Überschneidungen. Da spiele ich Quästor meiner Sinne. Poliere und schustere – tischlere und putze meinen Gedankenwulst. Ich sonne mich inmitten der Nachtschattengewächse meiner lichtdurchfluteten Wohnung, ziehe mir einen Gedankensplitter aus dem Auge und vergesse abends nicht, ja nicht das Augenlicht auszuschalten. Wenn ich mit meinen sämtlichen unterdurchschnittlichen oder durchschnittlichen Texten zusammengerechnet Überdurchschnittlichkeit erreiche, ist mir der Erfolg sicher. Ich bin ein Fluss – und abwärts fließ ich. Und meine Lebensgeschichte will ich berichten [wie schön formuliert ich das habe].

Man kann viel vergessen, aber doch wohl keine Autobiographie! Alles, wirklich alles hier Berichtete entspricht der vollkommenen Wahrheit – ich schreibe es, teils lange Zeit später, teils kurze Zeit später, aber alles, tatsächlich wirklich alles wurde und wird von mir persönlich nach bestem Wissen und Gewissen wiedergegeben. Es ist ohne Umschweife meine

Geschichte. Eine Geschichte, von Anfang bis Ende. Jede Zeile, die ich schreibe, ist Bestandteil des Kollektivs aller Erfahrungen/Höhepunkte, die ich bis jetzt erleben durfte, bis hin zum gegenwärtigen Zeitpunkt, an dem ich beschloss, den werten Leser an meinem Leben teilhaben zu lassen. Ich habe ja nun die Zeit, und weil ich nicht über meine „Sünden“ nachzudenken brauche, weil alles mit Fug und Recht passiert ist, tue ich lieber etwas, das meines Erachtens mehr Sinn macht.

Ich bin 48 Jahre, das ist an sich schon eine Tragödie. Eine 5 vor meinem Alter, das war eine grauenhafte Vorstellung. 5 – wie die Schulnote, die eine ungenügende Leistung markiert. Wer eine 5 vor seinem Lebensalter stehen hat, hat es so weit kommen lassen, nichts, aber auch wirklich nichts in seinem Leben geschafft zu haben, ansonsten hätte er oder manches Mal auch sie es niemals so weit kommen lassen. Ich zweifelte lange ... nein, besser formuliert ... ich hatte lange existentielle Ängste, in die man mich trieb, weil man meine Genialität nicht zu schätzen bereit war. Die habe ich nun nicht mehr. Ich bin nun dort, wo man keine Furcht mehr haben muss. Damals wollte ich schreiben, konnte es aber kaum, da mir die Unbeschwertheit fehlte, die ich nun habe.

Falls die eine oder andere Lücke auftreten sollte, so ist dies nicht im Geringsten meine Schuld, vielmehr jene der schrecklich unzureichend klaren Situationen, in die ich hier und da geriet.

Ich berichte also:

Ich ging, nein, ich schlenderte durch den Hugo-Wolf-Park im neunzehnten Wiener Gemeinde-

bezirk, also Döbling, für diejenigen, die es genau wissen wollen. Der Bezirk, einer der letzten Orte der Wiener Noblesse, wo Männer Ende 70, mit Spazierstock, modischem „Moustache“ und Hut noch das Wort „Trottoir“ in den Mund nahmen, so las ich einmal, ich erinnere mich jedoch nicht mehr wo, soll im Übrigen der hundekotärmste ganz Wiens sein. Ich selbst konnte mich davon bei jedem meiner Spaziergänge dort überzeugen. Ich reinigte meinen linken Schuh gerade von dem wohl einzigen Hundekothaufen im ganzen Parkgelände, in den ich unglücklicherweise gestiegen war, da erschien in einiger Entfernung jemand ... nein, besser ... plötzlich kam ein Mann, groß gewachsen, das Haar schütter, auf mich zu, blieb stehen, wie auch ich [ich, wie erwähnt, eher gezwungenermaßen]. Wir blickten uns an, ich wartete für den Bruchteil eines Wimpernschlages einer Libelle darauf, dass er womöglich auch seinen Hut ziehen würde, denn er trug einen, das passierte jedoch nicht und so nickte ich, er ebenso [eigentlich er zuerst, dann erst ich, wobei dies für den Verlauf der Geschichte nicht allzu wichtig ist, obgleich man sagen könnte, dass nichts nicht wichtig sei], dann gingen wir, jeder in die entgegengesetzte Richtung, weiter, er hinunter, ich hinauf. Es war der Tag nach jenem, an dem sich meine jüngere Cousine Klara, nach langen Depressionen, 45-jährig das Leben genommen hatte. Sie hatte zwar in ihrem Leben nichts zustande gebracht, aber immerhin hatte sie die 5 vor ihrem Lebensalter nicht zugelassen. Ein tragischer, tragischer Verlust, obgleich ich zuletzt sieben Jahren zuvor mit ihr telefoniert hatte und sich unsere beiden Leben vollkommen asynchron [ein schönes Wort] entwickelt hatten. Meine Mutter

hatte mich angerufen und mir vom Freitod Klaras durch Erhängen berichtet. Gefunden hatte sie ausgerechnet ihr Sohn Sebastian. Ein unsympathischer Junge, wenn er mir auch niemals einen Grund dafür gegeben hatte, diese Meinung von ihm zu haben. Es waren wohl sein sommersprossenübersätes Gesicht, seine rotblonden, gekräuselten Haare, sein Lispeln und seine riesige Lücke zwischen den beiden Vorderzähnen, die für mich nicht nur Verstoß gegen die Ästhetik, sondern eben auch synonym mit einer kategorischen Ablehnung ihm gegenüber waren. Er studierte damals seit gefühlten zehn Jahren Medizin in Wien und hatte dabei keine nennenswerten Erfolge erzielen können. Aber nun zu mir zurück.

Erst nach gut zehn Minuten ... nein, falsch ... es war über eine Stunde später und ich saß auf der Parkbank und verschnaufte, als mir einfiel, wer dieser Mann gewesen war. Ich muss an dieser Stelle betrüblich eingestehen, dass ich nie der visuelle, vielmehr der auditive Wahrnehmungstyp war. Ich merke mir Dinge über Jahre bis ins kleinste Detail, sogar die Tonlage, in der meine Mutter mich, damals siebenjährig, zur Rede stellte, weil ich zwei ihrer Büstenhalter aus der Lade genommen und sie zerschnitten hatte, um daraus Katapulte für Tannenzapfen zu fertigen, kann ich heute noch genau wiedergeben. Aber Gesichter? Nein. Gesichter sind so unsagbar austauschbar und darüber hinaus entsprechen die meisten Gesichter nicht meinem Verständnis von Ästhetik. Ich finde einfach viele Dinge hässlich und Gesichter gehören überwiegend dazu. Doch ich schweife ab – bitte, allerwertester Leser, ja, und auch Leserin, mir das nachzusehen.

Also weiter in der Dramaturgie: Es war mein praktischer Arzt, Doktor Tietz gewesen. Warum aber hatte er mir so zweideutig zugenickt, oder eigentlich war es beinahe eindeutig. Entweder oder. Entweder freute er sich, mich zu treffen, weil er mich auch sofort erkannt hatte, im Gegensatz zu mir, oder meine Bluttests, die ich letzte Woche bei ihm gemacht hatte, waren besorgniserregend. Dann wäre es ein Nicken des Mitleids gewesen. Mir waren die tiefen Sorgenfalten in seinem Gesicht nicht entgangen. Eine Unheilbarkeitsdiagnose wird oft nur mit bloßem Nicken des Arztes getätigt. Wenn Worte überflüssig sind. Die Situation war doch sonnenklar. Arzt trifft Patienten, dessen Blutwerte alarmierend schlecht sind. Arzt überlegt, grübelt, sinniert, wie er es dem sympathischen Patienten beibringen kann, und dann, plötzlich, bevor der Arzt sich die richtigen Worte zurechtgelegt hat, trifft er diesen sympathischen, dabei aber bemitleidenswerten Patienten ausgerechnet im hundekotärmsten Park Wiens und kann, da die Worte noch nicht zurechtliegen, nichts weiter tun, als zu nicken. Ein Zunicken mit Gehalt.

Ein Nicken, das ohnehin mehr als tausend Worte spricht. Freundliches Zunicken wird verstanden, unfreundliches ebenso, verächtliches sowieso und eben auch Unheilbarkeitszunicken. Das war es also. Das passte mir so gar nicht. Ich?! Unheilbar?! Ich steigerte mich ... nein, besser ... allmählich steigerte sich in mir der Wahn, tatsächlich unheilbar krank zu sein, und ich saß nach wie vor auf dieser Parkbank, als mich die Tränen überkamen. Wie ein Häufchen Elend saß ich da, den Schuh nach wie vor halb voll mit Hundekrement, während sicherlich drei Personen an mir vorübergingen, ohne nach meiner Befindlichkeit zu

fragen [wobei angemerkt werden muss, so ehrlich habe ich zu sein, auch ich wäre in solch einem Fall nicht stehen geblieben, aus dem einfachen Grunde, dass mir die Befindlichkeit anderer nicht allzu wichtig erscheint]. Nun aber weiter im Verlauf der Geschichte, die Sie, allerwertester Leser, vor allem interessiert.

Ich bin ... ich habe einen sehr zarten, verletzlichen Charakter. Tränen stellen sich bei mir rasch ein. Und meine Mutter pflegte stets zu sagen, dass Gott nur die Bösen bestraft, mit Krankheit und Leid. Die Guten, die lässt er einfach ruhig einschlafen. In einem biblischen Alter, versteht sich. Meine Mutter schien mir durch ihr eigenes mittlerweile hohes Alter diese hanebüchene Theorie bestätigen zu wollen. Egal. Ich ließ Gedanken Gedanken sein und machte mich auf den Heimweg. Ich möchte an späterer Stelle dann über den Verlauf meiner Gedanken damals berichten. Doch nun, im Folgenden zu meiner Person.

Seit acht Jahren bin ich Lehrer für die Fächer Deutsch und Englisch an einem Realgymnasium. Natürlich strebte ich nach Höherem. Als mir die universitäre Karriere, die ich immer angestrebt hatte ... ja, noch besser ... die mir in die Wiege gelegt worden war, aufgrund ... oder nein ... wegen meines außerordentlichen Intellekts versagt blieb, auch weil ich das Studieren nicht immer ernst genommen hatte, wodurch ich nach einigen Jahren den Stempel des Bummelstudenten erhielt [freilich nur von einem bestimmten Pack Menschen], erschien mir der Lehrberuf an der Schule als geringeres Übel. Ich konnte, dies wurde mir allgemein bescheinigt, gut mit Kin-

dern umgehen und auch im schulischen Betrieb ... nein, schöner formuliert ... überall kann man, wenn man engagiert ist, wie ich es immer war, Karriere machen. Kleiner Witz am Rande: Der Tag dauert ja bekanntlich 24 Stunden, nicht so für einen Lehrer, da dauert er doch glatt 28 Stunden. Die Stunde hat für uns Lehrer 50 Minuten.

Als ich zu Hause angekommen war, machte ich mich an das Verbessern der Schularbeiten. Zweite Klasse, Deutsch. Aufgabenstellung: „Schreibe über deine Eltern und darüber, was du einmal werden möchtest“. Es war mir natürlich bewusst, dass keines dieser Bälger auch nur den Funken einer Karriere vor sich hatte, aber es trieb mich die Neugierde, zu wissen, was die Erzeuger und Erzeugerinnen meiner Schüler, und, ja, auch meiner Schülerinnen beruflich machten. Warum Kinder missraten waren oder autoritätsresistent, konnte ich mir auf solche Weise rascher erklären. Ich hatte einen Schauspielersohn in der Klasse. Ein dummes, grausam zappeliges Individuum war das. Seitdem ich wusste, dass der Vater in mittelmäßigen Krimi-Produktionen Vergewaltiger oder Raubmörder spielte, empfand ich sogar eine abgeschwächte Form des Mitleids für diesen Schüler.

Eine Frage, die ich dennoch nicht für mich beantworten konnte: Warum ist die Orthografie ein dermaßen großes Problem für die meisten Kinder? „Mein Vater ist Arzt. Meine Mutter Krangenschwesta.“ Warum habe ich diesen Alexander nicht schon letztes Jahr dafür bestraft? Maßlos, impertinent. Beim besten Willen ... nein, besser ... leider, obwohl ich sehr, sehr gewillt war, konnte ich diesem Burschen keine positive Note geben. Unterm Strich war dieser Junge ein

{Kraftausdrücke liegen mir zwar fern, aber es geht manches Mal nicht anders} Vollidiot.

Nur weil Arztsohn, genießt er nicht das Privileg einer besseren Note. Einmal kam der Herr Papa, der so auf Krankenschwestern „steht“, zu einem Elternabend. Da nickte er auch fortwährend, als ich ihm von den schlechten Leistungen seines Filius berichtete. Ein Unheilbarkeitsnicken war es. Vielleicht ... oder nein ... offensichtlich hatte er seinen Sohn aufgegeben. Wer in der zweiten Klasse mit zwölf Jahren „Arzt“ und „Krangenschwesta“ schreibt, der ist nicht mehr zu retten, der muss wohl auf der Straße enden. Naja, wollen wir nicht gleich vom allerschlimmsten Fall ausgehen. Wahrscheinlich wird er sogar von Vater Staat in eine der ganz oberen Würden geleitet werden. Als Halbanalphabet zum Parteivorsitzenden oder gar Chancellor of the Exchequer. Ich machte mich ... nein, besser und wahrer ... ich mache mich bei so manchem Schüler aufgrund meiner „Pingeligkeit“ nicht beliebt, doch was sein muss, muss sein.

Ob der Vater von Alexander schon viele „Unheilbare“ in seinem Leben gerettet hatte? Sollte ich hier einmal nachfragen? Sollte ich ihm doch eine positive Note – nein, ausgeschlossen. Nein, nein und nochmals nein.

Ein Schüler bezeichnete mich einmal als *behinderte Missgeburt* – ich begegnete ihm nur mit einem kühlen [verächtlich zynischen] Lächeln, welches der kleine Pimpf nicht deuten konnte. Hochrot wurde sein Kopf und nach eineinhalb, eher aber drei Minuten des Anschweigens, während dem ich den Blick nicht von ihm abließ, kam ein *Tut mir leid, Herr Professor* [ein Raunen ging durch die Reihen der Adoleszenten – ich hatte einen kleinen Jungen öffentlich vorgeführt,

„gemeiert“ oder „zum Opfer gemacht“, wie es in den Klassen hieß]. Es war der Beweis eines Faktums, das mir ohnedies schon längstens bekannt war: Alles kann man aussitzen [ich war quasi eine Art Gandhi – der gewaltlose Widerstand war mein Metier]. Allerdings – nicht gänzlich alles, denn das Leben aussitzen, bedeutet am Ende doch dem Tod ausgeliefert zu sein. Nun aber lassen wir dieses unerfreuliche Thema vorerst beiseite, der Leser sei jedoch vorgewarnt, dass es ein Zentrum meines Lebens war und ist und somit immer wieder mein eigenes Schicksal bewegte.

Was mein Lehrerdasein betrifft: Vielleicht wird Sie, werter, allerwertester Leser, der Umstand irritieren, dass ich Kinder wie Jugendliche nicht tatsächlich ausstehen kann ... oder nein, anders formuliert ... ich kann sie nicht ausstehen bis zu dem Zeitpunkt, da ich selbst Hand an ihre Erziehung legen kann. Dann, ja dann sind sie in den besten aller Hände, wenn ich dies so festhalten darf, ohne gleich selbstverliebt und wahnwitzig zu wirken, denn es zeigte sich, dass, sobald diese so labilen Menschenkinder meine Regeln zu befolgen lernten, ich doch eine spürbare Empathie für sie entwickeln konnte.

Und noch eines sei festgehalten: Ich sehe mich nicht als Autor. Wie Thomas Bernhard schon schrieb, gibt es kein „größeres Gesindel als Schriftsteller, Künstler [...] um zu den Schriftstellern zu gelangen“, muss man „in den Schmutz hinuntersteigen.“

Und ich wollte partout nicht im Schmutz sein. Auch nach all den Jahren im Schulbereich, dem anderen Morast der Gesellschaft, behalte ich meine blütenweiße Weste. Man könnte sagen, weil ich mich

dezent fernhalte von allem, was mich zu berühren droht – nun ja, eine Tugend, die ich einige wenige Male aus den Augen verlor.

Sinnsprüche meines Lebens #1

Der Meister des Vergessens, ist die relative Zeit!